



Nur selten nehmen sich die Schwestern der Spirituellen Weggemeinschaft Zeit, sich am Mittelmeer vom Elend in Nordalbanien zu erholen. Ihr Pflegekind Abraham ist immer dabei.

## Steine im Brot

Von einer Schweizer Ordensgemeinschaft in Nordalbanien erzählen Karin Wenger (Text), Eva und Hans Alpers (Bilder)

ALS ABRAHAM an einem Februartag des Jahres 2007 im Spital von Shkodra zur Welt kam, hatte er einen offenen Gaumen und zwei Löcher im Herzen. Damals hiess er noch Elvis. Der Mutter fehlte die Milch, deshalb bekam der Kleine die ersten zwei Tage nichts zu trinken, zudem verbot die Ärztin den Eltern, das Kind zu sehen. Die Leute tuschelten bereits. Shpresa, die Frau aus den Bergen, habe ein Monster geboren. Genauer war von der Ärztin nicht zu erfah-

ren. Gezim, dem Vater, sagte sie bloss: «Geben Sie kein Geld mehr aus, das Kind überlebt sowieso nicht.»

Albanien ist eine raue Gegend. Das bergige Hochland im Norden ganz besonders. Kalt die Winter, heiss die Sommer, aufgeraut die Seelen. Knapp fünfzig Jahre Parteidiktatur, Überwachung, Bespitzelung, Menschenverachtung haben die Albaner über sich ergehen lassen. Enver Hoxha hatte sein Land von der Aussenwelt ab-

geschottet, sich mit dem grossen Bruder Sowjetunion überworfen und die Bevölkerung verelenden lassen. Noch heute erinnern 600 000 Einmann-Bunker an den paranoiden Diktator. Er hatte sie im ganzen Land errichten lassen, um einem allfälligen Einmarsch der sowjetischen Truppen zu begegnen. Bauern haben Stahlringe an den Betonpilzen angebracht, um ihre Kühe oder Hunde anzubinden. Weggeräumt werden sie nicht. – Die Stadt Shkodra liegt im



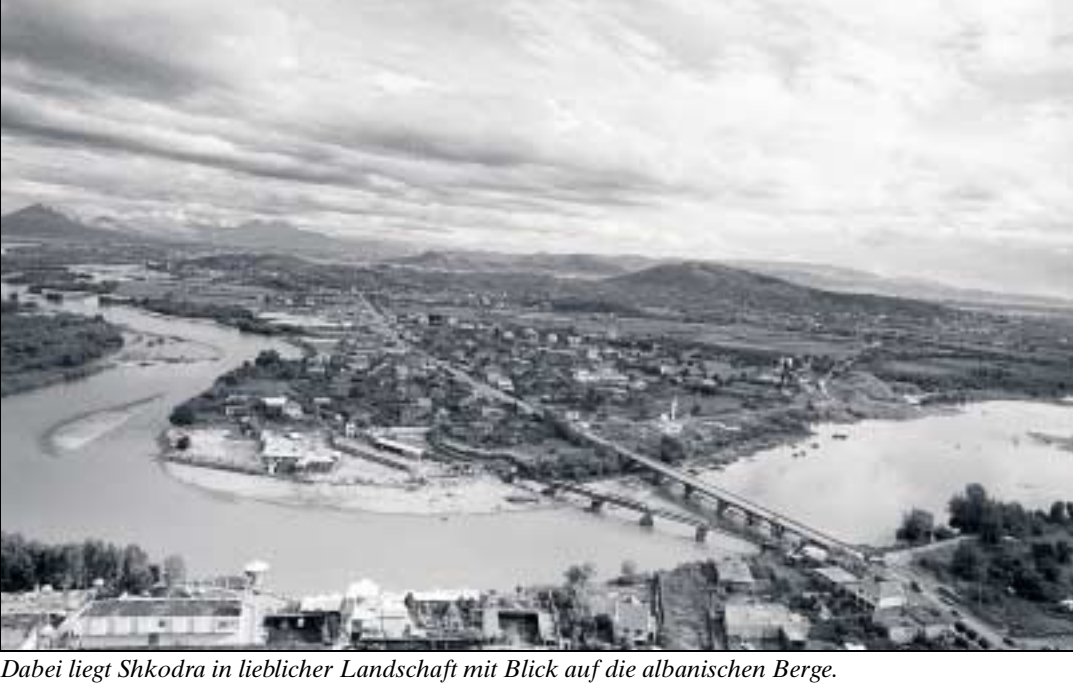
Abrahams Geschwister verlassen ihr Bergdorf kaum. Ihr Leben ist gezeichnet von einem rauen Klima, das im Winter die Quellen gefrieren lässt und die hungrigen Wölfe vor das Haus treibt.



Schwester Christina ist jetzt Abrahams Mutter. Sein leiblicher Vater ist ihm fremd geworden.



Für andere, wie jene in der psychiatrischen Klinik in Shkodra, ist das Zuhause kalt und leer.



Dabei liegt Shkodra in lieblicher Landschaft mit Blick auf die albanischen Berge.



Tausende sind aus den Bergen geflohen. Sie hofften auf ein besseres Leben. Jetzt betteln sie am Klostersort.

Norden Albaniens neben dem gleichnamigen See. Von dessen Ufer aus sieht man die Hügelzüge Montenegros und die ersten Bergspitzen Albaniens.

Den Vorort zwischen dem See und der Stadt nennt man Dobrac-Zooteknik. Vereinzelt Villen und kleine, weiss gestrichene Häuser mit mannshohen Grenzmauern säumen hier die Schotterstrassen. Die Mauern erinnern daran, dass das jahrhundertalte Gewohnheitsrecht und damit auch die Blutrache oder schlicht die Kriminalität bis heute stärker sind als der Staat und seine Ordnungshüter. Die Villen haben sich jene geleistet, die in den neunziger Jahren während des Uno-Embargos Treibstoff nach Montenegro schmuggelten. Andere lassen sich von Verwandten aus dem Ausland finanzieren. Und in den kleinen weissen Häusern wohnt die Hoffnung. Tausende haben sie in ihr Handgepäck geschnürt, als das inländische Reiseverbot 1991 aufgehoben wurde und die Bergler im Tal eine bessere Zukunft suchten. Niemand weiss, wie viele aus den Bergen geflohen sind. In Albanien führt man wenige Statistiken, schon gar keine über die Inlandflüchtlinge aus den Bergen und deren Armut. Shkodras Vizebürgermeister nennt die Neuzuzüger ein Problem, spricht auch davon, dass ihre Häuser auf Boden gebaut wurden, der ihnen nicht gehört, der in der Zeit des Kommunismus verstaatlicht worden war, jetzt aber wieder den alten Besitzern zurückgegeben werden soll. Im schlimmsten Fall müssten die Häuser abgerissen werden. Wer aus den Bergen gekommen ist, sucht sein Glück in Fabriken, in denen Schuhe oder venezianische Masken für italienische Auftraggeber hergestellt werden. Wer sein Glück nicht findet, hofft auf die Söhne, die illegal nach Griechenland oder Italien emigriert sind, oder er schliesst sich denen an, die heute noch Schmuggel betreiben.

AUCH EIN KLOSTER SAMT AMBULATORIUM, ein einstöckiger Bau, mit einer Marienstatue im Garten und einer eisernen Umzäunung, hat sich im April 2004 ins Vorortsbild eingepasst. Geführt wird es von Schwester Maria Christina Färber. Ihr stehen Schwester Michaela, eine ehemalige Radrennfahrerin und Buchhalterin, sowie Schwester Josefa, eine ehemalige Konditorin, zur Seite. Die Schwestern gehören zum katholischen Orden der Spirituellen Weggemeinschaft mit Hauptsitz in Rheinau. Die Hoffnungslosen von Dobrac und Umgebung warten frühmorgens vor dem Gittertor des Klosters. Manche schleppen sich hinkend und humpelnd ins Ambulatorium. Viele kommen mit Verbrennungen. Sie haben an den offenen Feuerstellen gekocht und dabei sind die Töpfe umgekippt. Im staatlichen Spital werden die Wunden mit Seifenwasser geschrubbt, die Verletzten nach Hause geschickt oder so lange behalten, bis sie nicht mehr zahlen können. Dann kommen sie ins Kloster, wo man ihre Verbrennungen kostenlos mit Flamazin-Salbe behandelt und die Verbände wechselt. Niemand fragt hier nach Geld oder Religionszugehörigkeit.

Christina Maria Färber hat sofort gespürt, dass sie den Mann, der an jenem Februartag am Tor stand, nicht abweisen konnte. Dabei hatten die Schwestern ihre Tüten mit Essen bereits verteilt und sich ins Kloster zurückgezogen. Der aber wollte kein Essen. Gezim hatte durch Zufall von den Schwestern gehört, war schon zweimal wieder vor dem Tor umgekehrt, weil ihn der Mut verlassen hatte, weil er doch eigentlich Muslim sei, und jetzt fragte er: «Schwester, etwas stimmt nicht mit meinem neugeborenen Sohn, aber die Ärzte lassen mich nicht zu ihm. Helfen sie mir.» Im Spital von Shkodra wird niemand mit offenen Armen empfangen. Niemand, der nicht zahlt, auch keine Ordensschwester. Christina hatte jedoch in den vergangenen Jahren gelernt, sich Gehör zu verschaffen und Gren-

zen auszuloten. Bereits Ende der neunziger Jahre, als sie für Caritas Deutschland in Tirana und später in Shkodra gearbeitet hatte, hatte sie sich mit Wortgewalt für die Rechte der Kranken und Armen einzusetzen gewusst. Bis sie 2001 an Typhus erkrankte. Mit den Schwestern der Spirituellen Weggemeinschaft bereits bekannt, liess sie sich im Mutterhaus in Kehrsiten pflegen. 2002 trat sie in den Orden ein. Ein Jahr später, als das Kloster in Dobrac bereits im Bau war, erkrankte die Schwester erneut, dieses Mal an Brustkrebs. Nach ihrer Genesung in der Schweiz ist sie nach Albanien zurück-

#### Ort der Geborgenheit – Arbeit für die Ärmsten

Die Schwestern der Spirituellen Weggemeinschaft im albanischen Dobrac arbeiten für die Ärmsten. Sie bieten seelsorgerische Dienste an, versorgen Kranke und einmal wöchentlich die Insassen der staatlichen Psychiatrie von Shkodra. Schwester Maria Christina Färber, die Leiterin des Klosters, wurde 2005 als eine von tausend Frauen für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. 2007 erhielt sie das Bundesverdienstkreuz. Im Kloster finden dreizehn Einheimische einen Arbeitsplatz, Geborgenheit und Wärme. Schwester Christina vermittelt zudem zwischen verfeindeten Familien. In Shkodra leben schätzungsweise 800 Familien in Blutrache. Einmal wöchentlich treffen sich Kinder und Jugendliche im Kloster, um mit den Schwestern Themen wie häusliche Gewalt, Zwangsehen oder Blutrache im sicheren Rahmen zu diskutieren. Bald wird ein neues Jugendhaus in der Nähe des Klosters eingeweiht, mit Kindergarten, Café und mehr Raum für die heilpädagogische Arbeit von Schwester Christina. Das Kloster und die Arbeit der Schwestern werden von Spenden finanziert. In Dobrac, im schweizerischen Mutterhaus in Kehrsiten sowie in Rheinau gibt es für Laien die Möglichkeit, vorübergehend bei den Schwestern zu wohnen und zu arbeiten.

Spendenkonto: Raiffeisen Alpnach-Kerns-Sarnen, 6055 Alpnach Dorf. Bankkonto-Nr. 15731.67, Vermerk «Armenhilfe Albanien». BLZ 81232, PC-Konto 60-10083-3.

gekehrt, um ihre Arbeit als Ordensschwester wieder aufzunehmen. Ihre Religiosität hat nichts Weltfremdes. Manch einen brüskiert sie mit ihrem forschen Auftreten, ihren albanischen Schimpftiraden mit süddeutschem Akzent. Auch die Spitaldirektorin gab schliesslich klein bei. Sie wollte einen Skandal vermeiden und liess die Schwester zum Kind, das in einem kalten Inkubator lag. Und die Schwester, als sie das Kind sah, nannte es Abraham, später liebevoll Abri. Weil sie es als Zeichen Gottes verstand, als Aufforderung, neue Wege zu beschreiten. Noch gleichen Tags brachten Shpresa und Gezim ihren Sohn ins Kloster. Die Schwestern sollten ihn bitte aufnehmen, denn auf dem Berg seien die Lebensbedingungen hart, zu hart für dieses schwache, behinderte Geschöpf. Niemand glaubte daran, dass das Neugeborene die nächsten Tage überleben würde, vielleicht nicht einmal die Schwestern, die es mit Traubenzucker aufzupäppeln begannen.

FÜR SCHWESTER CHRISTINA ist Glaube die lebendige Beziehung zu Gott, einem Gott, bei dem auch Wunder möglich sind. Die Instrumentalisierung des Glaubens für kollektive Machtansprüche ist für sie schmerzhaft und anzusehen. Vom Vorwurf solcher Instrumentalisierung nimmt sie auch die katholische Kirche nicht aus. Nach der Wende kamen die Kirchenvertreter in Scharen nach Albanien, um die ehemaligen Kommunisten zu bekehren. Sie haben Massentaufen veranstaltet und 1990 die erste Messe nach Ende des Kommunismus in Shkodra gefeiert. Und auch die Muslime haben neuerdings zwei Moscheen im Stadtzentrum gebaut. Diese sind allerdings meist leer. Die Katholiken aber haben ein Neonkreuz auf

die Kirche des heiligen Franziskus gesetzt. Jetzt ist sie wieder eine Spur näher beim Himmel als das höchste Minarett. Dem religiösen Eifer folgte Ernüchterung. In Albanien war Religion von je her eine Frage der politischen Gesinnung, der Macht, manchmal Ausdruck von Opportunismus. Bereits unter den Osmanen konvertierten die christlichen Albaner in grosser Zahl zum Islam, um von den türkischen Steuern befreit zu werden. 1967 erklärte Enver Hoxha Albanien zum ersten atheistischen Staat. Begeistert von der Kulturrevolution Mao Zedongs, liess er alle Kirchen und Moscheen zerstören oder umwandeln. Für die Albaner wurde das Festhalten an religiösen Praktiken Ausdruck des Widerstands. Und heute, in einer Zeit, in der jeder glauben kann, was er will? Auf dem Papier sind 65 Prozent der Albaner Muslime und 35 Prozent römisch-katholisch oder griechisch-orthodox. Aber in einer Gesellschaft, in der jahrzehntelang die Partei Gott spielte, sagen solche Zahlen wenig aus. Als die Schwestern beim Vaterunser beteten: «Und gib uns heute unser tägliches Brot», fragte eine albanische Mitarbeiterin erstaunt: «Wieso soll uns der Vater Brot geben? Hoxha hat uns nie Brot gegeben.»

ERKUNDUNGSTOUR IN SHKODRA: Auf dem Hügel am Stadtrand hat eine Franziskaner-Gemeinschaft ein Friedensdorf für Begegnungen eingerichtet. An diesem Tag ist es beinahe menschenleer. Nur ein Pförtner und eine Erzieherin sind da. Auf dem Gelände befindet sich eine Quelle. Sie ist eingezäunt. Von der Quelle sieht man hinunter auf die Romasiedlung, ineinander geschachtelte Häuser mit Wellblechdächern am Fusse des Hügel. Tagsüber betteln die Roma in den Strassen von Shkodra. «Passt auf, die klauen!», sagen uns die Leute des Friedensdorfs warnend. Im Romadorf wohnen ganze Grossfamilien in einem einzigen Zimmer. Am Boden stehen Eimer, weil das Wasser durch die Zimmerdecke tropft.

«Und euer Trinkwasser?»

«Aus dem Fluss.»

«Aber der ist schmutzig!»

«Ja.»

«Was ist mit der Quelle auf dem Hügel?»

Da lachen die Roma ein schwarzzahniges Lachen. Und dann fluchen sie, auf die dort oben. Zweimal am Tag öffnen die Franziskaner den Hahn für eine halbe Stunde. Dann schliessen sie ihn wieder.

Schwester Christina nennt Albanien ein missbrauchtes Land. Missbraucht vom Ausland, missbraucht von den eigenen Leuten. Die wirtschaftliche Situation ist nicht viel besser als vor ein paar Jahren, aber das Warenangebot und die Freiheiten sind grösser. Die westlichen Konsumversprechen schwappen wie eine Flutwelle über das Land, in dem die Werte fünfzig Jahre lang zerstört worden sind. Deshalb ist für die Schwestern das Vorleben christlicher Nächstenliebe und christlichen Respekts von zentraler Bedeutung – um den Begierden entgegenzuwirken, die ständig geweckt, aber nicht befriedigt werden können, um Depression, Verzweiflung und Wut den Boden zu entziehen. Es ist der Versuch, einen Mikrokosmos der Sicherheit, der Perspektiven zu schaffen, in einem Umfeld, wo weder Sicherheit noch Vertrauen existieren. Einer mag einwenden, dies sei ein Tropfen auf den heissen Stein, schaffe gar neue Abhängigkeiten. Einer wie der albanische Publizist Fatos Lubonja, der siebzehn Jahre als politischer Häftling in verschiedenen Gefängnissen und Arbeitslagern gesessen hat und heute eine Kulturzeitschrift in Tirana leitet, weil am Ende auch er denkt, dass die Albaner wieder Visionen brauchen. Er ist überzeugt, dass es nicht reicht, wenn internationale Firmen ihre Produktionsstandorte nach Albanien verlegen, weil die Arbeitskräfte hier billig sind. Er ist enttäuscht. All die Millionen, welche die EU bereits in Albanien verlohrt hat,



Einmal wöchentlich versorgen die Schwestern die Insassen der Psychiatrie. Für Rakaili und die anderen Patienten sind diese Besuche ein kleiner Trost in ihrer Umgebung, die bar jeder menschlichen Wärme ist.

um Institutionen und Werte zu implementieren, was nützen sie, wenn die Mafia ein Vielfaches dieser Summen in den Händen hat, um die Justiz zu kaufen, die Korruption zu fördern? Wer heute ein Studium absolvieren will, muss es sich erkaufen. Wer im Spital behandelt werden will, muss bezahlen, und das, obwohl den Albanern nach Gesetz eine kostenlose Behandlung zusteht. Die Wurzel des Übels liege in Hoxhas Zeit, sagt Lubonja. Der gute Vater Enver Hoxha hat seine Kinder betrogen, entmündigt und ihnen die Fähigkeit geraubt, für Ideale zu kämpfen.

DER VATER IST TOT. Er liegt im Sarg, die Hände gefaltet, und zwischen die Finger haben sie ihm einen Rosenkranz und eine Zigarette gesteckt. Schwarz verschleierte Frauen umringen den Sarg. Sie sind aus den kleinen weissen Häusern von Dobrac gekommen. Blumen schmuck fehlt. «Kein Geld mehr für Blumen», sagt Schwester Christina. Ihr Schleier über dem eierschalenfarbenen Habit leuchtet violett zwischen all dem Schwarz. Sie spricht mit den Trauernden den Segen und senkt dabei den Kopf. Drüben vor dem Haus stehen die Männer, in der Hand ein Glas Raki. Sie stehen zum zweiten Mal diese Woche hier. Vor ein paar Tagen ist bereits der Sohn gestorben. Hart hatte der Lastwagen Vater und Sohn auf dem Motorrad erwischt, sie gegen die Wand gedrückt. Hart wird es für die Familie werden. Deshalb steckt Schwester Christina dem ältesten Sohn einen Umschlag mit Geld in die Hand. Der Sohn ist aus Italien zurückgekehrt. Hat dort illegal auf dem Bau gearbeitet. Jetzt steht er, das Glas Raki in der Hand, auf der Treppe. Sein Kehlkopf bewegt sich nervös.

Wenn sie morgens ans Tor kommen, legen sie ihre Finger um die blauen, eisernen Gitterstäbe und warten schweigend. Oft sind es dieselben Leute, manchmal aus derselben Familie, aber das sagen sie nicht. Irgendwann finden es die Schwestern heraus, und dann verzeihen sie ihnen die Gier. Schwester Michaela und Irena, eine der albanischen Mitarbeiterinnen, eilen zwischen Haus und Tor hin und her. Sie tragen Tüten voll mit Maispulver, mit Schreibblöcken für die Kinder, mit Öl und Seife. Und wenn sie die Tüten durch die Gitterstäbe reichen, dann erwachen die Frauen und Männer aus ihrer Erstarrung. Hände greifen nach den Schätzen, Hände senken sich, so dass die Tüten fast den Boden berühren, wenn sie sich zum Gehen wenden. An diesem Tag ist alles ein wenig anders. Da will einer einen Mährescher, einer ein Hausdach, ein Dritter ruft Irena zu: «Ich brauche eine Brücke über den Fluss.» Und die drei schwarz gekleideten Frauen?

«Wir wollen 900 000 Lek für eine Augenoperation.»  
«So etwas können die Schwestern nicht zahlen.»  
«Dann sag den Schwestern, dass wir mit dir in Blutrache stehen.»  
Kaum sind die Worte gefallen, erscheint Schwester Christina am Tor. Sie öffnet es, stemmt die Arme in die Hüften, überschüttet die drei Frauen mit einem albanischen Wortschwall: Wer eine Mitarbeiterin bedroht und wer solchem Gebaren wortlos zuschaut, der hat hier nichts zu suchen. Sagt's und schmettert das Tor ins Schloss.

Am Mittagstisch im Kloster. Jede der Mitarbeiterinnen hat ihre Geschichte. Da ist die Frau, deren Mann vom Chauffeur eines Geschichts totgefahren wurde. Die Schwestern haben ihr die Schulden bezahlt. Sie plättet heute die Wäsche. Jene, die im Gästezimmer schläft, ist mit einem Frauenhändler verheiratet. Und die dritte, die wortkarg am unteren Tischrand sitzt? Ihr Mann hat 1995 bei einem Streit seinen Schwager und dessen Nachbarn umgebracht und sitzt im Gefängnis. Die Frau versteckt seither aus Angst vor den Rächern ihren ältesten Sohn in einem Haus der Schwestern. Heute ist es still am Mittagstisch. Man hat gehört, was am Tor vorgefallen

ist. Da bricht Irena das Schweigen: «Mein Vater klagte zu Hoxhas Zeiten, das Brot sei nicht gut. Immer hatte es Steine in den Laiben. Daraufhin hat der Vater der drei schwarz gekleideten unser Haus bis auf die Grundmauern niedergebrannt.»

GEZIM UND SHPRESA, Abrahams Eltern, sind aus den Bergen gekommen und haben sich an den reichgedeckten Sonntagstisch der Schwestern gesetzt, neben ihren Sohn. Shpresas Lippen leuchten rosa, und die schwierigen Hände, schwarz vom Saft der Walnüsse, hat sie auf den gewölbten Bauch gelegt. Gezim nimmt die Händchen seines Sohnes in die seinen, die darin verschwinden. Der Kleine entzieht sich ihm. Da berührt der Vater seinen Sohn, als könne er nicht glauben, wie gut sich dieser entwickelt hat, wie normal er ist. Die Eltern kommen oft ins Kloster. Doch ihr Sohn kennt sie nicht mehr. Mama sagt er zu Schwester Christina. Der Berg ist nichts für zarte Kinder. Das weiss auch Gezim. Zäh muss einer sein, der dort überleben will. Zäh wie Gezims Urgrossmutter mit ihren 107 Jahren. Heute ist sie wieder vom Krankenbett aufgestanden, dabei hatte Gezim bereits den Sarg bereitgestellt. Überleben können die Landbesitzer und die, denen geholfen wird. Dieses Jahr war die Ernte schlecht, der Sommer zu heiss, und danach hat Hagel die Kirschen, Tomaten und Feigen zerschlagen. Den Mais braucht die Kuh, die bald kalbt. Ohne die Hilfe der Schwestern könnte auch Gezims Familie nicht mehr am Berg wohnen. Ob es Gezim etwas ausmacht, dass die Schwestern sein Kind getauft haben, weil sie es nicht muslimisch erziehen können? Gezim schüttelt bedächtig den Kopf. «Es ist wichtig, dass man an einen Gott glaubt, der über uns wacht. Unwichtig, an welchen.» Shpresa schweigt und betrachtet ihren Sohn. Dieser blickt unverwandt Schwester Christina an. Dann stehen alle auf, und Gezim fragt: «Soll ich eine Ziege oder ein Lamm schlachten, wenn ihr nächste Woche auf den Berg kommt?»

IN DER PSYCHIATRIE VON SHKODRA gibt es selten Fleisch. Doch jetzt klaben sie das Fleisch lappenweise aus den belegten Broten, reissen es in kleine Stücke, stopfen es in den Mund. Dann kommen die Trauben und der Saft. Die Pfleger haben die Patienten in den Esssaal getrieben. Jetzt sitzen sie, in filzige Winterjacken gepackt, auf Holzbänken und kauen die belegten Brote. Es sind Psychisch-krankte oder einfach Unangepasste, Unbequeme, die abgeschoben wurden. Wie die junge Frau im oberen Stock. Sie war verheiratet, wurde geschlagen, ist zu ihrer Familie zurückgekehrt, sollte wieder verheiratet werden, hat sich geweirt, wurde in die Psychiatrie gesperrt. Die Pfleger lehnen an den Wänden des Esssaals. Es zieht. Einer lässt an einer Kette seinen Schlüsselbund kreisen. Er sagt: «Schwester, bringt nicht so viele Getränke. Wir können die Männer nicht mehr als zweimal pro Tag zur Toilette bringen.» Schwester Michaela schweigt, reisst die Vorhänge auf. Ja, die hätten gewusst, dass Journalisten kommen. Deshalb die sauberen Fliesen. Und alle sind ruhiggestellt. So nennt man das. In wenigen Minuten haben die Patienten das Essen verschlungen, stehen auf, danken, gehen über den kahlen Flur in ihre kahlen Zimmer. Langsam, mit zitternden Gliedern. Und plötzlich steht einer im Flur. Nackt, nur mit einer Socke bekleidet. Er weint. Er macht einen Schritt auf die Schwester zu, zieht seinen verkrüppelten Fuss nach. Rakaili. Normalerweise lebt er in der Isolierzelle. Die Pfleger haben ihn heute herausgelassen und müssen ihn vergessen haben. «Rakaili», flüstert die Schwester besänftigend, nimmt seine Hände. Die sind kotverschmiert, sein Mund ist es auch. Sie reicht ihm drei Zigaretten. Er zündet sie alle auf einmal an, saugt den Rauch gierig ein. Dann drückt er die glühenden Stummel in der Hand aus.

Eine Woche später lässt die Direktion der Psychiatrie keine Journalisten mehr ins Gebäude, Fotografen nicht einmal mehr auf das Gelände. Ob die Schwestern in Zukunft noch zugelassen werden, ist ungewiss. Das Gesundheitsministerium hat einen neuen Chef. Jetzt werden auch die Untergebenen ausgewechselt. Der Spiessrutenlauf, der Kampf um Bewilligungen, beginnt wieder von vorn. Und es ist nicht sicher, ob ein öffentlicher Aufschrei zu mehr Recht und Menschlichkeit führt. Da hat eine Sympathisantin der Schwestern einen Brief an die Weltgesundheitsorganisation (WHO) geschickt und darin die Zustände in der Psychiatrie beschrieben. Die WHO hat den Brief zur Stellungnahme an den albanischen Gesundheitsminister weitergeleitet. Dieser hat Schwester Christina öffentlich diskreditiert. Die Weltgesundheitsorganisation hat sich seither nicht mehr gemeldet. Und in der Psychiatrie hat man unlängst das Tagesbudget pro Patient von 240 auf 100 Lek gekürzt, das ist rund ein Franken. Das reicht für eine halbe Scheibe Brot am Morgen, eine Suppe am Mittag, etwas Grütze am Abend. Ein Psychiatriepfleger sagt: «Ja, sie kriegen zu wenig. Sollen doch die Verwandten mehr bringen.»

SHPRESA HAT AUFGETISCHT. Gefüllte Auberginen, gebratenes Kalbfleisch und Leber, gekochte Eier und frisches Brot. Sie hat beim Nachbarn Teller und Gläser geborgt, und doch reicht das Geschirr nicht für alle Gäste. Auch Wein steht auf dem Tisch. Früher hat die Familie im Winter oft nur Wein getrunken, weil die Quelle gefroren war, der Wein aber nicht. Am Abend spielte Gezim mit den Männern der Nachbarschaft Karten. Jetzt sind die Männer ins Tal gezogen, und von achtundzwanzig Familien sind nur noch drei im Dorf auf dem Berg geblieben. Es liegt zwei holprige Autofahrstunden von Shkodra entfernt. Schwester Christina ist diesmal mit Abraham im Kloster geblieben. Der Kleine ist verschnupft. Im Haus aber steht Shpresa am Holzfeuer, und neben ihr sitzen ihre drei schweigenden Kinder. Sie sind barfuss. Im Winter werden sie hier oben eingeschneit sein. Die Kinder gehen dann nicht mehr zur Schule. Gezim ist das recht. Er hat Angst, dass der Wolf auf dem Schulweg eines seiner Kinder holen könnte. Drei Ziegen hat er schon verloren und danach die restlichen verkauft. Beim Nachbarn haben die Wölfe zwei Kühe angefallen – als sei das Leben nicht schwer genug. Deshalb will Gezim im Frühling mit seiner Familie ins Unterland ziehen. Ein Grundstück hat er bereits. Das Haus wird nicht weit vom Kloster entfernt stehen. Die Umzäunung hat er selbst gemacht, damit ihm die Kuh in Zukunft nicht wegläuft und damit seine Frau keine Angst haben muss. Sie ist doch schwanger. Das Haus hat eine Gönnerin der Schwestern bezahlt. Ob so viel Güte kann man nur dankbar sein und des Lobes voll, hier oben am Berg.

Dann wird Abraham nächsten Frühling zu seinen Eltern zurückkehren? Nein, sie wolle ihn adoptieren, sagt Schwester Christina: «Das Verfahren läuft schon.»

Adoptieren?  
«Die Eltern haben eingewilligt. Sie können nicht für ihn sorgen. Für ihn bin ich jetzt seine Mutter. Der Knabe braucht Sicherheit, eine Identität. Natürlich war das nicht so geplant. Wer hätte gedacht, dass der Kleine überlebt? Ich wollte kein Kind. Sicher nicht. Aber wenn ich ein Geschenk Gottes bekomme, dann will ich es ganz.»